

Alemannische Dialektologie – Forschungsstand und Perspektiven*

Martin Pfeiffer (Freiburg i. Br.), Tobias Streck (Freiburg i. Br.), Andrea Streckenbach (Münster)

Abstract

This special issue of *Linguistik online* presents contributions to the 19th *Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie* (Conference on Alemannic dialectology). This conference was not restricted to a single research theme, but aimed to reflect the whole range of topically and methodologically diverse research currently being carried out in the field of Alemannic dialectology. This introduction briefly summarizes each of the 19 contributions to the special issue, organized according to the sections “variation and change”, “dialect, space, and identity”, and “project reports”.

1 Einleitung

Die 19. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, die vom 11. bis 13. Oktober 2017 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. stattfand, war thematisch ganz bewusst nicht auf einen bestimmten Bereich begrenzt, sondern offen ausgerichtet, da sich idealerweise ein breit gefächertes Programm ergeben sollte, das das Themen-, Methoden- und Perspektivenspektrum aktueller Forschungsarbeiten zum Alemannischen widerspiegelt. Die rund 40 Sektions- und fünf Plenarvorträge boten schließlich einen facettenreichen Überblick zum heutigen Stand des Forschungsfelds, der auch anhand der 19 Beiträge dieses Themenhefts gut abgebildet wird.

2 Die Beiträge

2.1 Variation und Wandel

Stephan Schmid, Adrian Leemann, Dieter Studer-Joho und Marie-José Kolly stellen eine Studie zur räumlichen Variation von /r/-Realisierungen in den alemannischen Dialekten der Deutschschweiz vor. Die quantitativ ausgerichtete Untersuchung basiert auf aktuellen Crowdsourcing-Daten, was sicherlich als ein Novum in der (alemannischen) Dialektologie gelten kann. Diese Daten werden mit traditionellen Dialektdaten, wie z. B. den Karten des Sprachatlases der deutschen Schweiz verglichen, was interessante Aussagen über Lautwandelerscheinungen ermöglicht. Als ein Ergebnis zeigt sich, dass die uvulare Realisierung von /r/ in der nördlichen Schweiz allmählich die traditionelle alveolare Realisierung verdrängt. Die methodische Basis und inhaltliche Aussagekraft dieser Art innovativer empirischer Forschung

* Wir bedanken uns herzlich bei Elke Hentschel für die Aufnahme dieses Themenhefts in *Linguistik online* sowie bei allen Reviewerinnen und Reviewern für das Feedback zu den eingereichten Beiträgen. Unser Dank gilt außerdem Irene Acas für die Formatierungsarbeiten und Nathan Tyson für das Korrekturlesen der englischen Abstracts.

sowie die Schwierigkeiten, die sich bei der auditiven Kodierung von /r/-Realisierungen ergeben, werden im Beitrag ebenfalls reflektiert.

Andreas Klein und Kristin Kopf befassen sich in ihrem Beitrag mit dem s-Plural, der laut traditionellen Dialektdarstellungen in den alemannischen Dialekten keine Rolle spielt beziehungsweise allenfalls als Übernahme aus der Standardsprache angesehen wird. Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Annahme, dass der s-Plural im Alemannischen einen systematischen Vorteil gegenüber anderen Markierungsverfahren aufweist, der seine Übernahme ins System begünstigt. Mittels eines Onlinefragebogens wurden aktuelle Daten zum Gebrauch des s-Plurals bei Substantiven mit Fremdstruktur von Sprecherinnen und Sprechern schweizerdeutscher Dialekte erhoben, die auch diachrone Aussagen (apparent time) ermöglichen. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass sich der s-Plural bei Entlehnungen und Kurzwörtern in den schweizerdeutschen Dialekten etabliert, den Feminina dabei eine besondere Rolle zukommt und das Alter der Sprecherinnen und Sprecher dabei die diachrone Ausbreitung abbildet.

Andreas Klein und Damaris Nübling beschreiben dann einen bisher in der Sprachwissenschaft wenig beachteten Typus des Personalpronomens und widmen sich den in alemannischen und mitteldeutschen Dialekten auffindbaren Neutra zur Bezeichnung von Frauen. Klein und Nübling können dabei nicht nur zeigen, dass sich deren Funktion diachron verändert hat (von der Differenzierung zwischen jungen weiblichen Personen und reifen, verheirateten Frauen hin zu Markierung von Nähe bzw. Distanz zwischen SprecherIn und Referenzobjekt), sondern auch im Areal variiert. Der Beitrag zeigt darüber hinaus, wie sich der Referenzrahmen des Neutrums im Lauf der Zeit verschiebt und sich die behandelten Formen schließlich nur noch auf belebte Entitäten beziehen lassen. Der Vergleich mit luxemburgischem *hatt* lässt abschließend deutliche Parallelen erkennen.

Jens Leonhard widmet sich in seinem Beitrag dem Status des Doppel- und Plusquamperfekts im Alemannischen Südwestdeutschlands. Mittels qualitativer und quantitativer Analysen auf der Basis spontansprachlicher Daten zweier Korpora, deren Vergleich diachrone Aussagen ermöglicht, wird unter anderem untersucht, ob Doppelperfekt und Plusquamperfekt mit dem Ausdruck von Vorvergangenheit dieselbe Bedeutung haben, und ob die beiden Tempora Gegenstand eines Sprachwandels sind. Die Analysen zeigen, dass das Doppelperfekt und das Plusquamperfekt in den alemannischen Dialekten Südwestdeutschlands zu keiner Zeit im Untersuchungszeitraum gleichwertig koexistierten. Während in den älteren Daten (erhoben 1974–1985) das Doppelperfekt als Tempus der Vorvergangenheit dominiert, lässt sich beim Vergleich mit den jüngeren Daten (erhoben 2007–2013) tendenziell der Beginn eines Verdrängungsprozesses beobachten, bei dem das Plusquamperfekt das Doppelperfekt ersetzt.

Im Beitrag von **Karin Madlener, Sophie Dettwiler und Mirjam Weder** gehen die Autorinnen dem Phänomen des aktuell in hoch- und höchstalemannischen Dialekten zu beobachtenden Produktivitätsanstiegs von denominalen Verben auf *-(e)le* nach, die sie nach dem prominentesten Vertreter der Gruppe *apéröle*-Verben nennen. Anhand verschiedener Korpora (u. a. ArchiMob und Swiss-SMS-Corpus) und einer Erhebung unter 31 (für Einzelwortbewertungen) bzw. 46 (für Satzbewertungen) Studierenden zeigen sie nicht nur, dass der Bedeutungsrahmen der Wortbildungsprodukte weit über iterative und diminuierende Aspekte

hinausgeht, sondern auch dass die ProbandInnen in ihren Akzeptabilitätsurteilen deutlich zwischen lexikalisierten Bildungen und kreativen Neuschöpfungen unterscheiden. Außerdem wird deutlich, dass „semantische Anker“ als Basis für Analogieschlüsse herangezogen werden, Neubildungen allerdings nicht eher akzeptiert werden, wenn sie in Form der für lexikalisierte Bildungen häufigen Infinitivkonstruktionen erscheinen.

Der Verwendung des präonymischen bestimmten Artikels im Neutrum bei weiblichen Namen geht **Gerda Baumgartner** in ihrem Beitrag nach. Unter Verwendung von Daten aus dem DFG-Projekt „Das Anna und ihr Hund“ und auf Basis einer Online-Befragung kann gezeigt werden, dass die neutrale Genuszuweisung von verschiedenen Eigenschaften des betreffenden Namens aber auch der benannten Person und vor allem der sozialen Rolle zwischen sprechender Person und Referenzobjekt abhängt. Das Neutrum zeugt dabei von sozialer Nähe, was in der Kommunikationssituation als kosende oder spottende Form des Über-jemanden-Sprechens nutzbar gemacht werden kann.

Helen Christen beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit den vier partikelähnlichen Elementen *glaub*, *meini*, *shiins* und *denk*, die alle aus Syntagmen hervorgegangen sind und das epistemische Wissen des Sprechenden zum Ausdruck bringen. Über die Analyse zweier schweizerdeutscher Korpora mit freier Rede aus den Jahren 1998 bzw. 2018 sowie der Einbeziehung aktueller Belege aus dem Internet kann die Autorin zeigen, dass sich durch Grammatikalisierung der Ausgangssätze ein „kleines, auf Oppositionen beruhendes Paradigma“ gebildet hat, „dessen Mitglieder eine evidentielle Bedeutung kodieren“.

Ann-Marie Moser leistet mit ihrer Analyse spontansprachlicher Daten aus den Erhebungen des Südwestdeutschen Sprachatlas, des Zwirner- und des DDR-Korpus sowie einer ergänzenden Informantenbefragung einen Beitrag zur Beschreibung von Form und Funktion der doppelten Verneinung in verschiedenen Varietäten des Deutschen. Sie kann zeigen, dass die doppelte Negation mit Satznegation von der ohne Satznegation strikt zu unterscheiden ist. So gelten beispielsweise nicht nur unterschiedliche topologische Stellungsregularitäten, sondern auch die regionale Verteilung und die funktionale Reichweite unterscheiden sich.

Im Beitrag von **Adriana Hanulíková** liegt der Fokus auf der Wahrnehmung und Bewertung morphosyntaktischer Variation und der bislang kaum untersuchten Frage, inwieweit Urteile (verschiedener Probandengruppen) über regionale Morphosyntax durch eine standardnahe vs. standardferne (alemannische) Aussprache beeinflusst werden. Mit ausgefeilten experimentell-quantitativen Methoden wird herausgearbeitet, dass die Bewertung von Sprache teilweise gruppenspezifisch, teilweise jedoch auch hochgradig individuell ausfällt. Bemerkenswerte Resultate sind beispielsweise, dass Studierende bei der Bewertung von Sprache stärker auf die Morphosyntax achten als linguistische Laien, oder dass die Grammatikalitätsurteile innerhalb der untersuchten Probandengruppen durchaus heterogen ausfallen. Insgesamt zeigt sich, dass Standardsätze wie auch Sätze mit regionaler Morphosyntax für die Proband/innen akzeptabler waren, wenn diese in standardnaher Aussprache präsentiert wurden, und dass Sätze mit regionaler Morphosyntax signifikant seltener akzeptiert werden als Standardsätze.

Der Beitrag von **Brigitte Ganswindt** zum gesprochenen Schriftdeutsch im Schwäbischen ist sowohl sprachgeschichtlich als auch methodisch ausgerichtet. Die Verfasserin demonstriert am

Beispiel des schwäbischen Dialektraums eine Methode, mit der das gesprochene (landschaftliche) Hochdeutsch des 19. Jahrhunderts – eine Varietät, die im Vergleich zu den historischen Dialekten kaum dokumentiert wurde – rekonstruiert werden kann. Ihre Auswertung einer Auswahl zeitgenössischer schriftlicher Quellen zeigt, dass das in Schwaben im ausgehenden 19. Jahrhundert gesprochene Schriftdeutsch viele dialektale Merkmale – wie zum Beispiel nasalierte Diphthonge und die s-Palatalisierung – enthalten haben muss. Für die s-Palatalisierung wird vorgeführt, wie sich aus den Karten des Sprachatlas des Deutschen Reichs und den darin für einige Variationsphänomene enthaltenen schriftsprachorientierten Fehlschreibungen Rückschlüsse auf das landschaftliche Hochdeutsch des 19. Jahrhunderts ziehen lassen können. Diese bestätigen für das ausgewählte Phänomen die vorangegangene Auswertung der schriftlichen Quellen.

Javier Caro Reina wendet die Typologie der Silben- und Wortsprachen auf die Diachronie und Synchronie des Alemannischen an. Anhand der Untersuchung der typologischen Parameter Silbenstruktur, phonotaktische Restriktionen und wortoptimierende Prozesse (Vokalreduktion, Apokope, Synkope, Vokaldehnung, Diphthongierung, Dezentralisierung von betontem Schwa, Konsonanteneptthese) weist er nach, dass das phonologische Wort an Relevanz hinzugewonnen hat. Die Analysen zeigen, dass einerseits die „Silbenstruktur komplexer geworden“ ist und sich andererseits die „akzentbezogenen Restriktionen deutlich verstärkt“ haben. Was die wortoptimierenden Prozesse angeht, so zeichnen sich Unterschiede zwischen den alemannischen Dialekten ab: Das Schwäbische weist mehr wortsprachliche Merkmale auf als das Oberrhein-alemannische und das Südalemannische.

Bei dialektologischen Untersuchungen der Sprache in der Frühzeit der Überlieferung stößt man oftmals auf das Problem einer nur schwachen Beleglage. **Simon Kistler** demonstriert in seinem Beitrag, dass in solchen Fällen Namenüberlieferungen die Beleglage stark und aussagekräftig anreichern können. In seiner umfassenden Untersuchung des Vokalismus im Auslaut von Lemmata wie *Müli* zeigt er für das Berndeutsche, dass die durch Namenbelege (die in der Regel auch geographisch sehr genau zugeordnet werden können) erreichte weit größere Materialfülle ein deutlich klareres Bild der geographischen Verteilung und Häufigkeit von Varianten ermöglicht als eine ausschließliche Analyse klassischer Wörterbücher. So weist er nach, dass im Falle von *Müli* auf dem Gebiet des heutigen Kantons Bern von mittelhochdeutscher Zeit bis 1600 klar die Schreibung auf *-i* dominiert und die heutige berndeutsche Mundartlautung somit wohl direkt auf die ahd. Endung *-i(n)* zurückgeht, was durch den beispielsweise im Schweizerischen Idiotikon zu findenden etymologischen Hinweis auf das normalmittelhochdeutsche *mül(e)* verdeckt wird.

Bei der Beschäftigung mit Wandel in Kasussystemen steht man meist vor der Schwierigkeit, phonologische und morphologische Prozesse nicht trennscharf auseinanderhalten zu können. **Raphaela Baechler** und **Simon Pröll** umgehen dieses Problem, indem sie mit Älvaldisch (Schweden) und der in Visperterminen (Schweiz) gesprochenen Variante des Höchstalemannischen zwei stark flektierende germanische Nicht-Standard-Varietäten in den Blick nehmen, die sich durch volle Vokale auch in unbetonten Nebensilben auszeichnen. Obwohl auf der phonologischen Seite damit viele Möglichkeiten zur Flexion bereitstehen, zeichnen sich beide Varietäten durch Synkretismen und den Wegfall von Flexionsendungen im Kasusbereich aus. Da sowohl Älvaldisch als auch Visperterminen-Alemannisch als isoliert gelten können, ist auch

Sprachkontakt als Einfluss auf Wandel auszuschließen und die AutorInnen können zeigen, dass es sich bei den Entwicklungen um genuin morphologischen Wandel handelt.

2.2 Dialekt, Raum und Identität

Basierend auf der Analyse soziolinguistischer Interviews, die im Rahmen des ANR/DFG-Projekts „Auswirkungen der Staatsgrenze auf die Sprachsituation im Oberrheingebiet (Frontière linguistique au Rhin Supérieur, FLARS)“ entlang der französisch-deutschen Grenze erhoben wurden, geht **Pascale Erhart** der Frage nach, auf welche Weise die elsässischen und badischen Bewohner des Oberrheingebiets den Rhein als Grenze thematisieren und inwiefern sie sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeiten oder Unterschiede wahrnehmen. Es zeigt sich, dass der Rhein zwar nur selten als physische Barriere gesehen wird, aber als Staatsgrenze einen starken Einfluss auf die Wahrnehmung der jeweils anderen Rheinseite ausübt. Obwohl sehr viele Gewährspersonen auf die Nähe der links- und rechtsrheinischen alemannischen Dialekte hinweisen, wird diese Ähnlichkeit gleichzeitig immer auch relativiert. Auf der elsässischen Seite wird der Dialekt gar als Symbol nicht-deutscher Identität angesehen. Auch hinsichtlich der Kultur stellt das Oberrheingebiet aus Sicht der Gewährspersonen keinen einheitlichen Raum dar. Vielmehr scheint der Rhein in den Augen der InformantInnen zwei Räume voneinander zu trennen, „die jeweils von ihrer ‚nationalen‘ Kultur geprägt sind“. Insgesamt erzeugt die politische Grenze eine Alterität, die durch die relative dialektale Nähe kaum abgeschwächt wird.

Auch **Martin Pfeiffer** stützt sich (wie Pascale Erhart, siehe oben) auf die im Rahmen des FLARS-Projekts erhobenen Daten. Sein Beitrag untersucht anhand von 127 soziolinguistischen Interviews mit Dialektsprechern aus 22 Orten im badischen Oberrheingebiet die Konstruktion grenzüberschreitender Identitäten. Die Aussagen zu drei thematischen Bereichen werden in die qualitative Analyse einbezogen: die empfundene regionale (Nicht-)Verbundenheit mit dem Elsass, die Sprachwahl im Kontakt mit Elsässern und die Einschätzung der eigenen Kompetenz, Elsässisch zu verstehen. Über alle Interviews hinweg erweisen sich vor allem zwei Faktoren als relevant für die Identitätskonstruktionen. Zum einen bestehen Unterschiede zwischen den badischen Regionen. Je enger die historische Beziehung zwischen der jeweiligen Region und dem Elsass, desto stärker die grenzüberschreitenden Identitäten. Zum anderen übt die geografische Distanz zur französisch-deutschen Grenze einen Einfluss aus. Je näher eine Gewährsperson am Rhein lebt, desto stärker ist ihre Verbundenheit mit dem Elsass – sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdwahrnehmung. Darüber hinaus zeigt sich eine Korrelation zwischen der Wahrnehmung regionaler Verbundenheit mit dem Elsass und der Verwendung des Dialekts in der grenzüberschreitenden Kommunikation.

Alexandra Schiesser wirft die Frage auf, welcher Zusammenhang zwischen der subjektiv wahrgenommenen Ortsloyalität und der Dialektverwendung besteht. In ihrer Untersuchung, die sich auf Daten des SNF-Projekts „Ländere“ – die Urschweiz als Sprach(wissens)raum“ stützt, kehrt sie die traditionelle Argumentationsrichtung um, Ortsloyalität als Erklärung für eine basisdialektale Sprechweise anzusehen. Sie nimmt nämlich die Perspektive ein, dass der Gebrauch dialektaler Varianten entscheidend dazu beiträgt, Ortsloyalität im Diskurs aktiv herzustellen. Die empirische Untersuchung bestätigt diese konstruktivistische Sichtweise: Sowohl die Einschätzung der eigenen Ortsloyalität mittels eines Fragebogens als auch die

Sprachgebrauchsdaten deuten darauf hin, dass die Gewährspersonen Ortsloyalität in der Erhebungssituation als „Teil ihrer sozialräumlichen Identität konstruieren“. Diese Interpretation wird insbesondere durch die Beobachtung untermauert, dass die dialektale Variation nur in der Fragebuchsituation durch die Ortsloyalität erklärt werden kann, nicht aber in der Spontansituation. Die deterministische Sichtweise, hohe Ortsloyalität bewirke in jedem Fall eine basisdialektalere Sprecherweise, weist die Autorin angesichts ihrer Ergebnisse zurück.

Raphael Berthele beschreibt in seinem Aufsatz, wie sich die Diskussionen um den Wert und die Rolle der alemannischen Dialekte und des Standarddeutschen in schweizerdeutschen Schulen zwischen 1950 und 2014 entwickelt haben. Anhand einer Inhaltsanalyse verschiedener Dokumente (wie Lehrmittel, Lehrpläne und Presseartikel) verfolgt der Verfasser das Ziel, „einen Beitrag zur Geschichtsschreibung der Deutschdidaktik in der deutschsprachigen Schweiz zu leisten“. Er zeigt, dass über den gesamten beobachteten Zeitraum dem Standarddeutschen als Bildungssprache ein hoher Stellenwert eingeräumt wird. Die Bedeutung, die dem Dialekt zugeschrieben wird, fällt hingegen je nach Phase sehr unterschiedlich aus. Während bis in die 1970er Jahre hinein die Ideologie verbreitet ist, den „Dialekt als identitäres Merkmal“ der Deutschschweiz und als Ausgangspunkt für den Schriftspracherwerb in der Schule zu erhalten und zu fördern, zeichnen sich ab den 1980er Jahren Bestrebungen ab, die Standardsprache als unmarkierte Sprachwahl in der Schule zu etablieren. Über den gesamten Zeitraum hinweg bleibt jedoch die Haltung konstant, dass DeutschschweizerInnen sowohl über Kenntnisse im Dialekt als auch in der Standardsprache verfügen sollten.

2.3 Projektberichte

Rudolf Bühler bietet mit seinem Beitrag einen anschaulichen und umfassenden Einblick in das Tübinger Projekt Sprachalltag II. Neben dem Abschluss des Sprachatlas von Nord Baden-Württemberg (SNBW) entsteht hier auch ein populärwissenschaftlicher und online zugänglicher Sprechender Sprachatlas von Baden-Württemberg und die umfangreichen Datensammlungen des Arno-Ruoff-Archivs werden digitalisiert und erschlossen. Neben traditionell dialektgeografischen Fragestellungen können die Arbeiten so in Zukunft auch eine Basis für beispielsweise wahrnehmungsdiagnostische oder kulturwissenschaftliche Forschungsfragen sowie Analysen von Spontansprache bilden.

Yves Scherrer, Tanja Samardžić und Elvira Glaser stellen in ihrem Beitrag „ArchiMob: Ein multidialektales Korpus schweizerdeutscher Spontansprache“ eine digitale Ressource vor, die neue Perspektiven für computerlinguistische und dialektologische Forschungsarbeiten eröffnet. Es handelt sich um eine Zusammenstellung von Interviews mit Zeitzeugen zum Leben in der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, die vollständig transkribiert, syntaktisch annotiert und mit Text-Ton-Alignierung vorliegen. Neben einer detailreichen Schilderung der theoretischen und methodischen Hintergründe sowie der empirischen Herausforderungen bei der Projektdurchführung bietet der Beitrag eine Reihe von Beispielanalysen, die die vielseitigen Anwendungsmöglichkeiten illustrieren.

3 Perspektiven

Die Kurzvorstellung der in diesem Band versammelten Beiträge hat deutlich gemacht, dass die alemannische Dialektologie auch nach 19 in ihrem Namen abgehaltenen Arbeitstagungen noch vielfältige interessante und innovative Perspektiven bietet.

Neben der Lautung, die heute unter anderem mit quantitativen Methoden untersucht wird, werden Syntax und verstärkt auch Wortbildung und Flexion in den Blick genommen. Dabei bilden nicht nur objektive Sprachdaten sondern auch wahrnehmungsdialektologische Aspekte den Gegenstand der Untersuchungen. Die Beiträge zeigen, dass heute neben der Fokussierung auf mediale Mündlichkeit auch schriftsprachliche Quellen aus Blogs und sozialen Netzwerken sowie Werbeslogans in die Analysen einbezogen werden. Für die Betrachtung gesprochener Sprache wird neben traditionellen Dialekt-Übersetzungen auch Spontansprache berücksichtigt. Für die Sammlung von Daten werden noch immer neue Methoden erprobt: von neuen Techniken in soziolinguistischen Interviews bis hin zu experimentellen Designs und Crowdsourcing-Erhebungen. Bei der Analyse stehen für erweiterte Forschungsinteressen neue Möglichkeiten zur Verfügung, wobei hier nur Inhaltsanalyse und qualitativ-rekonstruktive Forschung genannt sein sollen. Die Beiträge im vorliegenden Band zeigen außerdem, dass sich Variationinguisten und -linguistinnen – gerade bei der Untersuchung des nationale Grenzen überwindenden Alemannischen – verstärkt in Verbundprojekten zusammenschließen und die breit gefächerten Forschungsfragen gemeinsam bearbeiten.